
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 270 | Bydgoszcz / Bromberg, 25. November | 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(10. Fortsetzung.) ——

„Kennen Sie die Pension von Mutter Dolores?"

Der Chauffeur lacht und reißt den Wagenschlag auf. „Wer kenn sie nicht in Tampico?"

Der alte Ford gleitet über glatten Asphalt durch schmale Straßen zur inneren Stadt; von den Häuserfronten leuchten einige Namen: Café Luz, Huesteca Petroleum Company, Hotel Imperial, Bauunternehmung J. Martin; Licht und Asphalt bleiben zurück, aus dem Gleiten wird in ächzendes, knarrendes Holpern auf tiefgefurchter, staubiger Gasse. Die mehrstöckigen Häuser inmitten der Stadt schrumpfen zu ebenerdigen Holz- und Blechhütten zusammen. Das Auto hält. Zur Rechten ein einsamer großer, unfreundlicher Bau: Hotel Buenos Aires. Gegenüber eine lange, etwas schiefe Holzbaracke hinter einem schmalen Gärtchen voll Kohlköpfen und Blumen. Kein Schild, kein Name.

„Das ist das Heim „Mutter Dolores"!"

Es gibt nichts Allgemeingültiges auf Erden. Jedes Meer hat seine Inseln, jeder Wald seine Lichtungen, jede Wüste ihre Oase. Und Tampico hat Mutter Dolores. Diese Stadt ohne Herz, ohne Weichheit, ohne Gefühl beherbergt eine Frau in ihren Mauern, die all das, was die Stadt nicht geben kann, mit vollen Händen gibt. Eine Oase der Menschlichkeit in der Wüste Tampico. Mutter Dolores! Sie hat sich diesen Namen nicht selbst beigelegt. Eine Generation rauher und harter Männer, die die Geschichte dieser Stadt ohne Seele gemacht haben, gab ihr den Ehrennamen „Mutter". Mutter, mother, madre, mama, mia, — alle Nationen haben ihr schönstes Wort gefunden, um sie zu ehren, um ihr zu danken. Manch mächtiger Ölspekulant aus den Tagen der Blütezeit hat bei Mutter Dolores seinen Aufstieg begonnen. Und manch freundlicher Gruß aus vorbeisausenden Luxusautos gilt heute noch der kleinen rundlichen Frau, wenn sie mit vollgepackten Einkaufstaschen vom Kaufmann kommt und ihrer Pension zustrebt. Und manch kurzes, wehmütiges Gedenken unterbricht wohl die hochfliegenden und sorgenreichen Pläne des Ölmannes, ein Gedenken an jene karge, aber unbekümmerte Zeit, wo er als Ölneuling bei Mutter Dolores in Kost und Quartier war; für einen ganzen Peso täglich, einschließlich der Ermahnungen und Ratschläge. Und auch diesen einen Peso konnte man schuldig bleiben.

Eine Tür, die schief in den Angeln hängt, gibt den vereinten Kräften der beiden Neuangekommenen nach. Über ein paar Stufen stolpern sie in einen halbdunklen Gang, der ganz erfüllt ist von dem appetitlichen Geruch von Beefsteaks und Bohnen. Aus einer offenen Tür fällt breites Licht, dringt Klappern von Blechtellern. Die beiden klatschen in die Hände und treten ein. Die ganze Länge des großen Raumes wird von einem massiven Holztisch eingenommen, der mit reinen, bunten Tischtüchern gedeckt ist. Die Seitenwände des Zimmers sind mit Teerpappe benagelt, die aber unter einer aufgeklebten Gemäldeausstellung aus verschiedenen Blättern aller Sprachen fast verschwindet. Den Hauptschmuck der einen Wand bildet ein mächtiges Bild in breitem Goldrahmen, das eine blutjunge, schlanke, bildhübsche Mexikanerin darstellt. Von der Decke hängt an einem Draht eine wagenradgroße Petroleumlampe und wirft einen breiten sanften Lichtkegel auf die bunte Gesellschaft, die teils essend, teils plaudernd oder lesend um den Tisch sitzt.

An dem einen Ende der Tafel thront in einem alten Rohrsessel Mutter Dolores. Sie umfaßt die beiden mit einem zwinkernden, kurzsichtigen Blick, steht sofort geschäftig auf und trippelt ihnen in ihren hochhackigen Schuhen mit einem freundlichen Willkommlächeln entgegen.

„Setzen Sie sich, meine Herren!" nötigt sie die beiden auf zwei Stühle. „Sicher seid ihr hungrig! Maria!" schrillt ihre Stimme in die Küche hinaus, „zwei große Portionen!"

„Señora, wir kommen . . .", bemüht sich Frank wenigstens einen mündlichen Meldezettel abzugeben; aber Mutter Dolores unterbricht ihn.

„Erst einmal essen, Junge." Sie klopft ihm auf die Schulter. „Alles andere hat bis später Zeit."

Schweigend essen die beiden ihre Suppe, ihre Bohnen und ihr Beefsteak. Mutter Dolores hat sich inzwischen auf ihren Thron zurückgezogen und plaudert mit anderen.

„Ja, ja", sagt sie und seufzt, „ich werde schon alt und kann nicht mehr alles allein machen. Der Gartenzaun brauchte schon längst einen neuen Anstrich, die Stiege in den Stock hinauf sollte ausgebessert werden, einige Moskitonetze sind zerrissen und ein paar Balken der hinteren Hauswand schon ganz morsch und brüchig. Ich muß doch morgen die Handwerker kommen lassen."

„Was fällt Euch ein, Mutter Dolores", widerspricht empört der Chor der Gäste. „Ich werde morgen die Wand und die Stiege ausbessern und Jack wird die Netze ausbessern . . ." und nach einer kurzen, aber erregten Unterhaltung stehen für jede der angedeuteten Arbeiten ein halbes Dutzend williger Hände zur Verfügung.

„Ihr seid ja doch meine lieben Kinder!" stellt Mutter Dolores gerührt und zufrieden fest und wendet ihre Aufmerksamkeit wieder den beiden Neuen zu. „Satt, Kinder?"

„Vielen Dank Señora!" verbeugt sich Vic.

„Tadellose Kost!" ergänzt Frank und wischt sich den Mund ab. Mutter Dolores horcht auf.

„Oh, Alemanes!" Ihre lebhaften schwarzen Augen füllen sich mit Tränen, ein langer, wehmütiger Blick trifft das zweite große Bild, das als Gegenstück zu der jungen Mexikanerin an der anderen Wand hängt. Es stellt einen hünenhaften Seemann mit blonder Mähne und kriegerisch aufgezwirbeltem Schnurrbart dar.

„Mein Mann, mein armer verstorbener Mann. Ein Deutscher, wie ihr!" Die Tränen sind ihr in die Kehle gerutscht. „Ich war damals die berühmteste Tänzerin im Teatro Colon in Verakruz. Dort lernten wir uns kennen. Er wollte mich gleich heiraten, aber ich sagte nein. Ich träumte damals noch von Brillanten und Palästen, wie alle Tänzerinnen. Da lockte er mich einmal auf sein Schiff, sperrte mich in eine Kajüte und fuhr mit mir davon. In Rio sagte ich noch immer nein, wurde wieder in die Kajüte gesperrt und bekam nichts zu essen. In Buenos Aires begann ich dann zu überlegen und in Valdivia wurden wir getraut. Oh, er war der beste und gütigste Mann, der je auf einem Schiff fuhr, mein armer Hans!"

Die beiden schweigen und überlassen die Witwe der Erinnerung an ihren gütigen Kerkermeister. Es dauert auch nicht allzulange und Augen und Nase sind unter Zuhilfenahme eines winzigen Spitzentaschentuchs wieder getrocknet. Mit dem raschen Impuls ihrer Rasse wendet sich Mutter Dolores wieder der Gegenwart und ihren Sorgen zu. „So, nun könnt ihr mir erzählen, wenn ihr wollt."

Die anderen Gäste rücken näher zusammen. Es sind meist junge Burschen in schäbigen verwaschenen Anzügen. Man hätte bei allen die Taschen umdrehen können, ohne daß ein Peso herausgefallen wäre. Aber ihre Gesichter sind satt und zufrieden.

Die beiden Neuen nennen ihre Namen. „Wir kommen von Monterey", erzählt Vic, der es vorzieht, vor dieser großen Zuhörerschaft nicht allzuviel zu verraten, „und wollen beim Öl Arbeit finden."

Mutter Dolores schüttelt bedenklich den Kopf und auf den Gesichtern der anderen Zuhörer liegt ein mitleidiges Lächeln. „Schlechte Zeiten, schlechte Zeiten im Öl", murmelt sie.

„Seit vierzehn Tagen stehen wir alle tagtäglich an der Chapopote-Ecke", ergänzt einer der Gäste, „keine Arbeit zu finden! Nicht einmal der lange Gus hat etwas zu vergeben."

„Ich habe übrigens gehört, daß er auch nach Venezuela gehen will", sagt ein anderer.

Die beiden horchen auf. Aber sie unterdrücken die Frage, die sich ihnen auf die Lippen drängt. „Wir gehen morgen mit euch an die Chapopote-Ecke", meint Vic gleichmütig. „Und jetzt wollen wir schlafen gehen!"

Der erste Stock, dessen Decke zugleich das Dach des Hauses ist, besteht aus einem einzigen großen Raum, der durch „Wände" aus Dachpappe in zahlreiche schmale Kammern mit zwei oder drei Schlafpritschen eingeteilt ist. Es gibt keine Türen, keine Kästen und keine Geheimnisse unter den Gästen dieses Hauses.

Frank und Vic dehnen und recken sich behaglich auf den harten Matratzen, die ihnen nach den drei Nächten im Eisenbahnwagen wie die üppigsten Daunenbetten erscheinen. Schwere Regentropfen trommeln ihren eintönigen Rhythmus auf das Dach. Ein wohliges Gefühl des Daheimseins, des Geborgenseins umgibt die beiden.

„Schläfst du schon, Vic?" fragt die flüsternde Stimme Franks.

„Nein!"

„Ist nicht alles gut gegangen bis jetzt? Wir sind unauffällig nach Tampico gekommen und Gus ist auch hier, wenn es der richtige ist. Morgen gehen wir also an die Chapopote-Ecke?"

„Ja, dort fallen wir nicht auf und ich hoffe, den Freund Dodsons dort zu treffen. Gute Nacht, Frank!"

„Gute Nacht, Vic!"

*

„Guten Morgen, Mutter Dolores! Wir gehen auf Arbeitsuche an die Chapopote-Ecke."

Mutter Dolores sah von ihrem Eierkuchenteig auf und maß die beiden prüfend von oben bis unten. „Santa Maria, in diesen neuen Anzügen werdet ihr kein Glück haben! Zieht euer ältestes Leinenzeug an und kommt dann zu mir. Ich werde euch schon zurechtrichten."

Zehn Minuten später verließen die beiden Freunde als echte Ölarbeiter die Pension. Die Fingernägel, die Furchen ihrer Hände, die Falten ihrer Gesichter zeigten deutliche Spuren regster Beschäftigung mit dem schwarzen Rohöl, dessen Geruch sie umschwebte. Auch Hosen und Stiefel hatten den dicken Ölpinsel zu spüren bekommen. Aus der hinteren Hosentasche Franks ragte, den Tatsachen weit vorareilend, ein grellgelber Zollstock, wie ihn die Ölturmbauer ständig bei sich tragen.

„Wie heißt das Nest in Oklahoma, wo ich angeblich einen Wald von Bohrtürmen gebaut habe?" fragte Frank unterwegs seinen Freund.

„Tuxla, hat Mutter Dolores gesagt."

„Richtig, Tuxla. Steck doch die Hände in die Taschen, setz deinen Texanerhut tiefer ins Gesicht, damit man deine ängstliche Grimasse nicht sieht. Du schaust ja aus wie eine Ölsardine, nicht wie ein richtiger Ölmann!"

Und bald standen die beiden inmitten von etlichen Dutzend anderer Arbeitsuchender an der Ecke der Calla Altamira — Calla Aduana. Aber die anderen sahen lange nicht so echt und erfahren aus wie die beiden.

Die Sonne brannte schon senkrecht auf den Asphalt, aber die Zahl der Arbeitsuchenden hatte sich nur vermehrt. Da kam eine lange, hagere Gestalt, die Hände tief in den Taschen vergraben, die Calle Aduana entlang.

„Der lange Gus kommt!" hieß es und das zerstreute Häuflein drängte sich erwartungsvoll zusammen. In der vordersten Reihe behaupteten sich mühsam Frank und Vic.

Der Erwartete blieb vor den Leuten stehen und seine blauen Augen musterten prüfend die Schar. Sein Zeigefinger holte vier Leute heraus. „Morgen fünf Uhr früh vor der Huesteca für Panuco. Tag, Jungens!" Und die hagere Gestalt pendelte weiter und ließ vier Glückliche und eine Schar Enttäuschter zurück.

Die beiden Deutschen, die Gus nur mit einem spöttischen Blick gestreift hatte, liefen ihm nach. „Verzeihung, Mister — Mister Gus . . ."

„Tut mir leid, kann sonst niemand brauchen!" Gus langte wie üblich in die Tasche und holte ein Geldstück heraus.

„Nein, nein, Mister Gus", errötet Frank, „wir wollen Sie nicht um ein Mittagessen anbetteln."

„Was, zum Teufel", flucht Gus, „wollt ihr denn sonst?"

„Kannten Sie John Dodson?"

Der lange Gus bleibt stehen und wendet sich scharf an seine Verfolger. „John Dodson, meinen alten Freund? Was wißt ihr von ihm?" Seine Hände packen mit hartem Griff die beiden Freunde an den Schultern.

„Wir waren an seiner Seite, als er in Nogales erschossen wurde." Der lange Gus lockert seine Fäuste, mißt die beiden mit einem kurzen eindringlichen Blick und sagt kurz: „Kommt mit ins Hotel!" —

Der Zimmerkellner des Hotels Imperial stellte Whisky und Sodawasser auf den Tisch und verschwand. „Ich bin für niemand zu sprechen!" rief ihm Gus nach und versperrte die Tür.

„Erzählt!"

Wie ein spannender Film rollte das Erlebnis mit Dodson noch einmal vorüber. Gus ging mit langen Schritten und undurchdringlichem Gesicht im Zimmer auf und ab. „Wieso seid ihr gerade auf mich verfallen?" fragte er, als Kroll geendet hatte.

„Hier Mister Jensen, dieses Schreiben von Ihnen haben wir unter den Briefschaften unseres verstorbenen Freundes gefunden", antwortete Vic und reichte ihm den Brief.

„Stimmt, stimmt! Armer Teufel!" Wieder durchmaß er nachdenklich das Zimmer und blieb dann vor den beiden stehen. „Ihr seid also die zwei Glückspilze, die meinen Plan zunichte gemacht haben."

„Wieso?" fragten die beiden erschrocken wie aus einem Mund.

„Ich wollte, als ich vom Tode Jahns erfuhr, die Option für mich erwerben, erhielt aber den Bescheid, daß sie schon überschrieben sei und bis 2. Juni nächsten Jahres gelte. Es tat mir leid. Ich wäre gern in Mexiko geblieben. So werde ich eben meine letzten Brunnen bei Panuco fertigstellen und dann das Angebot für Venezuela annehmen. Schade;"

„Aber Mister Jensen, wir sind ja deswegen zu Ihnen gekommen, damit Sie mittun. Wir sind ganz hilflos ohne

Sie. Kein Geld, keine Erfahrungen, keine Verbindungen. Die Option wird ohne Sie ganz wertlos für uns."

Der lange Gus hatte den dritten Kilometer seines Pendelganges begonnen. „Ich wüßte schon jemand, der sie euch abnehmen würde", murmelte er.

„Wer?"

„Die Vulkan Company."

„Die Vulkan Company? Ich glaube, mit der haben wir schon einmal zu tun gehabt. Kennen Sie einen gewissen Jim Ashly, angeblich aus Chikago?"

„Nein, den kenne ich nicht. Was ist mit ihm?"

„Er hat uns an der Grenze in eine gefährliche Falle gelockt." Vic erzählte von dem verführerischen Angebot und seiner gefahrvollen Durchführung und zeigte das Blatt aus dem Wilcoxer Herald.

„Ihr habt sicher recht mit eurem Verdacht", bestätigte Gus, „die Fäden der Vulkan Company und die raubgierigen Krallen Don Porfirios reichen weit." Und nach einer Pause: „Jedenfalls seid ihr in Gefahr in Tampico. Ihr werdet also so, wie ihr seid, morgen früh mit mir in mein Camp bei Panuco fahren. Ob ich mich entschließe mitzutun, und wie wir eventuell die Sache anpacken werden, das können wir draußen im Camp ungestört und ausführlich besprechen. Bleibt heute abend zu Hause bei Mutter Dolores, dort sei ihr gut und sicher aufgehoben. Und morgen fünf Uhr früh, vor der Huesteca. Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Wunder auf Ceylon.

Indische Spaziergänge von Ernst Hoferichter.

Während im nördlichen Europa die Winterfenster gereinigt werden, ein Bureaudiener drei Stück Briketts in den Ofen wirft — fahren wir dem Glühen und Brodeln Ceylons zu.

Im Hafen von Colombo sind die Straßen mit Bettlern gefüllt. Die ganze Insel hebt bittend die Hände empor. Auf den Stufen eines Hindutempels nimmt ein Blinder abwechselnd seine Augäpfel aus den Höhlen und zeigt sie wie Früchte. Hausierer werden zu Moskiten und bieten Gebetkränze, Affen und Edelsteine an. Ein tüchtiger Händler offeriert uns sogar einen Korb Steinkohlen.

Am Arzneimarkt hängen die Heilwurzeln und Wunderkräuter wie Lianen von den Buden herab. Heere von Gewürzen heben sich in ihren Gerüchen gegenseitig wieder auf, und die Luft ist mit unbestimmbarer Narkose erfüllt, die alle Schleimhäute reizt. Wir niesen uns durch das Gassengewirr von Pettah hindurch.

Aus dem Dunkel eines Tempels kommen Opferrauch und leiser Paukenschlag. Halbnackte Türhüter bewachen den Eingang. Stoßweise fallen die Gebete. Und die Rhythmen werden von der elektrischen Straßenbahn überfahren. Der Schaffner ist wie ein kommandierender General uniformiert und müßte nach der Zahl seiner Dienstorden statt Fahrscheine die Pläne zu Schlachten verteilen.

Während ich einen Fakir betrachte, der sich gegen Almosen eine raffinierte Nadelsammlung in die Brust sticht, nimmt mir ein Inder von hinten den Tropenhelm vom Kopf und fächelt mir damit einige Schatten gerade ins Gesicht. Und am Ende muß ich nach vorne und rückwärts bezahlen . . .

In den Bazargassen ist alles Sein in Handel aufgelöst, jedes Mauerloch mit Waren vollgepfropft. Im Hintergrund des Raumes sitzt der Händler auf dem Ladentisch und wedelt sich die Fliegen aus dem Vollbart. Von zehn Rupien wird auf eine halbe Rupie herabgefeilscht — und der Schal ist noch immer zu hoch bezahlt.

Am Fruchtmarkt kugeln Ananas, Mangos und Kinder durcheinander. Der Boden ist eine schlüpfrige Rutschbahn aus Fäulnis. Wachsen und Vergehen wird in Indien wie nirgends auf der Erde handgreifliche Plastik.

Von früh bis nachts verfolgt uns eine Kompanie Männer, Frauen und Kinder, die sich scheinbar für diesen Tag keine andere Arbeit vorgenommen haben. Und vor einem Eingeborenenkaffeehaus wächst der Zug zur Volksversammlung an. Das Haus ist ein einziger Dreckhaufen. Spinnwebenhäute hängen bis in die Kaffeetassen herein, und der Wirt bohrt sich einen tiefen Schacht in die Nase . . .

Weite Wiesen gibt es, auf denen nur gezaubert wird, wo Fakire epidemisch auftreten und die Giftschlangen um die Wette tanzen. Hier fällt man in Versuchung, alles wieder zu streichen — was auf einer Weltreise bisher erlebt wurde. Die Farbe des Lebens fällt hier, senkrecht wie die Strahlen der Tropensonne zum Himmel — mitten in dieses Grün hinein. Händler werfen die Fracht ihrer Karren auf den Boden und schreien sie wie kleine Königreiche an. Wahrsager schauen in die Zukunft, und einer Globetrotterin aus Melbourne wird die Handtasche mit dreißig Pfund gestohlen . . .

Auf dem Kelamifluß, der lehmig durch die Wucherung des Landes zieht, schwimmen die Barken aus Bambus. Eine Palmenparade neigt sich über das Träge des Wassers, in dem Zebus und Elefanten baden. Die Hindus waschen ihre Tiere wie Kinder und schütteln mit Kübeln die Kühle über ihre brennenden Häupter.

Im tropischen Aufruhr nistet ein buddhistisches Kloster. Kahlgeschoren und in orangegelbem Mönchsgewand schreiten die Priester zum kleinen Tempel. Sie streifen die Sandalen von den Füßen und schmücken die Gestalt des Erleuchteten mit den Blumen des Landes. Sie nehmen weder Geld noch den Händedruck meiner Reisekameradin. Zum erstenmal erlebe ich rund um die Erde, daß hier auch die Münze nicht in Versuchung führt. Und ich fühle, daß diese Menschen es ernst meinen.

Wir sitzen unter Mangobäumen im Garten des Klosters. Keiner versteht des anderen Worte. Die Mönche lächeln, und wir nicken in diese Frage hinein. Aus Verlegenheit packe ich einen neuen Film in meinen Kasten, spitze den Bleistift und rauche eine Zigarette nach der anderen. Die Mönche sehen mir zu, wie man Dinge betrachtet, die zum Überflüssigsten dieser Welt gehören. Zum Erlangen ihrer Seligkeit brauchen sie keine Momentaufnahme, gespitzte Bleistifte und Nikotin. Ihre Lehre muß gelebt werden, die Natur des Landes erleichtert den Weg.

*

Auf dem Weg nach Kandy sehe ich in den Wald gebettet eine kleine Kapelle. Und hier treffe ich nochmals in der Nähe der Stadt auf den Buddha. Er ist aus Holz geschnitzt und schläft. Vor den Schläfer ist ein Gefäß mit Reis gestellt — auf daß der Erleuchtete nicht hungern müsse, so er plötzlich erwachen würde. Insekten umkrabbeln den ruhenden Leib. Und solange die Tiere in den Falten seines Gewandes hausen, wird er alle Bewegung in sich zurückhalten und nicht erwachen — damit kein lebendes Wesen Schaden leide. Vielleicht träumt er von ewiger Regenzeit, in der alle Wanderung den Tieren am Weg gefährlich ist . . . Er schläft weiter, und das ist sein Wunder . . . Nichts als Summen und Surren ist um den Schlafenden gelegt. Als der Boy das Auto anspringen läßt, empfinde ich die Geräusche des Motors als Flüche, und die heilige Stille ist wie mit Glasscherben zerschnitten.

Oben in Kandy wird neben dem Baum des Lebens auch der heilige Zahn Buddhas gezeigt. Er hat eine Länge von fünf Zentimetern, genießt bei den Eingeborenen als Reliquie höchste Verehrung und zieht den Strom der Touristen an.

Aber näher fühle ich mich dem Geheimnis der Lehre beim fliegenumsummten Buddha, dessen Schlaf mich tiefer packte als sein fingerlanger gefälschter Backenzahn. Und wenn ich an Ceylon denke, leuchtet aus dem Gewirr von Rikschas, Zauberern, Büffelwagen, Luxuslimousinen und Schlangenbeschwörern — das Wunder vom schlafenden Buddha im Wald.

Die Sterne.

In der bunten Nacht der großen Stadt
Sind die Sterne unscheinbar und matt.

Sind wie Funken, windverweht verglimmend,
Glühwurmhaft im Unbestimmten schwimmend.

Jede Bogenlampe leuchtet heller;
Jede Flammenschrift karfunkelt greller.

Aber wen'ge Schritte vor den Toren
Geht das stolze Menschenlicht verloren:

Tausend unscheinbare werden mächtig,
Wandeln ihre Bahnen schicksalsträchtig.

Gottesäugig strahlt die Sternennacht,
Die uns ehrfurchtsvoll und kindlich macht.

Heinrich Anacker.



Tuma tötet einen Jaguar.

Erzählung aus dem Urwald Kolumbiens.

Von Ramon Lozano.

Mit ihrem Liebling Tuma hatte sich Wasserrose vom Zelt fortgeschlichen. Die Männer saßen am Fluß und warfen den Krokodilen die Eingeweide der Wildschweine zu. Seit Sonnenaufgang befanden sich alle Frauen im Wald, um aus den Blättern der Karaguatá Trinkwasser in die Kalabassen zu schöpfen. Tuma, die Schlange, war sehr lustig, schnell ringelte sie sich am Boden entlang, durchwühlte die Erde nach Wühlmäusen. Manchmal blieb Wasserrose vor den Kakteen stehen und schaute den Kolibris zu. Blaue Schmetterlinge, groß wie die Hand eines Kriegers, gaukelten über die Lichtung. Äffchen turnten zwischen den Herzblättern der Wachspalme. Hoch am Himmel schwärmten die Löffelreiher. Enten quakten.

Tuma verspeiste eine Echse nach der anderen. Von Zeit zu Zeit hob die Riesenschlange den Kopf aus dem Gras und lugte besorgt nach der Spielgefährtin aus. Bienen summten. Träge krochen Schildkröten über die dürren Blätter des wilden Zuckerrohrs. Als ein Rudel Hirsche aus dem Unterholz quer über die Weide fegte, hielt Tuma es für angebracht, näher an Wasserrose heranzurücken. Das Kind hatte gar nicht mehr an seine Beschützerin gedacht. Jetzt berührte es mit den zarten Fingerchen den Kopf der Schlange, der dick war wie eine kleine Melone. Einige Male züngelte die Freundin zärtlich nach dem Hals von Wasserrose, dann bäumte sie sich gleich der Staude der Algarobofrucht kerzengerade auf. Belustigt hüpfte die Kleine um den Schlangenbaum und klatschte dazu rhythmisch in die Händchen. Tuma gefiel das sehr. Nach einer Weile begann sie sich fortzuschrauben, steif und starr wie ein Stock, immer vor Wasserrose her, die vor Wonne wie ein Vöglein piepste. Plötzlich sackte die Übermütige zusammen und huschte fort, so flink, daß die Spielgefährtin nicht mehr folgen konnte und ganz außer Atem geriet.

Vor den Kapriolen der Schlange hatten alle Affen erschrocken die Flucht ergriffen. Tuma wunderte sich über die Angst der Kokos, denn längst hatte sie jede Erinnerung an das Fleisch der kreischenden Blätterhunde eingebüßt. Seit sie als Zeltgenossin mit den Menschen von einem Weideplatz zum anderen zog, nährte sie sich nur noch von Echsen, Erdmäusen und den über Lagerfeuern heiß gewordenen Köpfen der Wildschweine. Jetzt lag die Friedfertige langgestreckt im Gras und ließ sich Ameisen in den Rachen laufen. Wasserrose brachte Käfer angeschleppt und stopfte sie ihrem Liebling einzeln in den Schlund. Der Schlange behagte dieses Mahl wenig, doch aus Gutmütigkeit streckte sie Wasserrose immer wieder die Zungenbänder entgegen.

Einmal blieb die Freundin lange aus. Tuma hatte den Rachen längst wieder tief in den Ameisenhaufen vergraben. Hin und wieder spie sie die von Insekten beladene, trockene Krümelerde samt den Graswurzeln aus und hob den Kopf. In dem Sonnenglast schwammen die Schmetterlinge wie vorhin. Noch zahlreicher waren die Schwärme der Bienen geworden. Ganz nahe strich eine Fuchsmutter mit ihren Kindern durch das Gestrüpp. Die Schildkröten bewegten sich nicht vom Fleck. Nur die Wühlmäuse mißtrauten ihrer alten Feindin und verkrochen sich pfeifend tiefer in den Boden. In Besorgnis um ihren Schützling hätte Tuma einen Ruf ausstoßen mögen. Das konnte sie jedoch nicht. Deshalb schraubte sie sich abermals wie ein Bambus über die Spitzen der Gräser und lauschte. Verwundert hörten ein paar Papageien auf den weichen Stachelfäden einer Kaktuskrone zu schnäbeln auf. Ein Tapir verhielt in seinem Trott und äugte argwöhnisch zu dem schwankenden, wie vom Winde bewegten, lebendigen Rohr hinüber. Libellen, so lang wie Wasserroses Ärmchen, sirrten, angezogen von dem prächtigen Glanz des Schlangenkopfes herbei, der plötzlich niederzuckte. Die Augen Tumas hatten die Freundin entdeckt, gleichzeitig aber ihre Ohren ein Geräusch vernommen, das den Speichel vor den Zahnwurzeln in der Rachenhöhle zum Schäumen brachte . . .

Wasserrose lehnte an einem verlassenen Termitenhügel. Im Schatten eines Karaguatábaumes saß die Spielgefährtin und wiegte verzückt ein Kolibrijunges auf der rosigen Handfläche. Das Vögelchen, nicht größer als der Rücken einer Kreuzspinne, hatte die Kleine von den Silberhärchen eines Palmblattes gelesen. Ganz fein und leise hauchte sie über das zuckende Klümpchen, durch dessen nackte Haut Herz und Lunge mit allen Äderchen schimmerten.

Jäh wurde die Luft im Rücken der Ahnungslosen von dumpfem Gebrüll erschüttert. Im Bogen spritzten Erde und zerknickte Sträucher nach allen Seiten. Ein Gurgeln und Röhren schauerte über die Lichtung, daß die Affen von weither ein Wetturnen über die Baumwipfel begannen und unbeweglich an den Lianen hingen, gleichermaßen von Neugier und Entsetzen über das Schauspiel tief unten am Boden gepackt. Lautlos mit einem einzigen Schwung, hatte sich Tuma über Mayo, den zum Sprung geduckten Jaguar, geworfen! Der drehte sich wie ein Karussell um die eigene Achse und keuchte. In kleinen Rinnsalen troff dem König der Dschungel das Blut über die Schnurrhaare. Manchmal gab sich Mayo einen Ruck und ächzte. Tief und heiser, wie das Pauken auf dem gesprungenen Fell der großen Mondfesttrommel, dröhnte es aus der gepreßten Lunge. Vergebens suchte der Gedrosselte nach dem Kopf von Tuma zu schnappen, unter deren eiserner Umklammerung seine Rippen einzeln barsten. Immer stärker taumelte Mayo. Dann steilte er mit hervorquellenden Lichtern und hängender Zunge im Sprung nach vorn, als gäbe es eine Möglichkeit, dem lebendigen Todesreif zu entschlüpfen. Wie ein Stein schlug der Röchelnde kopfüber ins Gras und verzuckte.

Auf der atemlosen Flucht über Dornen und Gestrüpp zu den Männern am Fluß hatte sich Wasserrose Füßchen und Schenkel gründlich zerfetzt. Am ganzen Körper zitternd stand das Mädchen lange wortlos vor dem Ältesten des Stammes. Dann sprudelte, zuerst unhörbar und stockend, endlich immer zusammenhängender und lauter, der Bericht von dem bestandenen Abenteuer über die fiebernden Lippen des Kindes. Bei Einbruch der Nacht, nachdem längst alle Weiber mit den bis zum Rande gefüllten Kalabassen aus dem Walde zurückgekehrt waren, ringelte sich Tuma ins Lager. Bedächtig näherte sich die Retterin und starrte wie hypnotisiert auf den Rauch und die Flammen des Opferfeuers, das die Menschen ihr zu Ehren vor den Zelten angezündet hatten . . .

(Deutsch von Otto Steinicke.)



Bunte Chronik



150. Geburtstag des Schöpfers der Melodie von „Stille Nacht, heilige Nacht".

Am 25. November jährt sich zum 150. Mal der Geburtstag des Schöpfers der ewig schönen Weihnachtsmelodie „Stille Nacht, heilige Nacht", Franz Xaver Gruber. Gruber war Lehrer in Arnsdorf bei Oberndorf im ehemaligen Herzogtum Salzburg. In der Vorweihnachtszeit des Jahres 1818 vertonte er eine kleine Weihnachtsdichtung des Oberndorfer Hilfspredigers Mohr, und dieses Lied trat dann seinen Siegeszug durch die ganze Welt an. Gruber starb als Stadtpfarr-Chorregens in der österreichischen Salinenstadt Hallein bei Salzburg, wo er auch begraben liegt.

Deutsches Bier Weltausstellungsschlager!

In der Pariser Weltausstellung, die für dieses Jahr zu Ende geht, macht man jetzt die Statistiken auf, beispielsweise über den Verzehr von Getränken. An der Spitze steht deutsches Bier. Die genaue Zahl der Hektoliter ist noch nicht ausgerechnet, aber wie Pariser Zeitungen berichten, soll es sich um astronomische Ziffern handeln. Nach dem Bier folgt der Kaffee. Der Verzehr an Wein ist nicht entfernt so groß gewesen. Im Portugiesischen Pavillon beispielsweise sind 160 000 Glas Portwein verabreicht worden. Das muß bei dem gewaltigen Besuch der Ausstellung als eine recht bescheidene Leistung angesehen werden. Dabei sind gleichzeitig 150 000 Sardinen verkauft worden. Man hätte annehmen sollen, daß das mehr Durst nach Portwein gemacht hätte.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.